

und Gesundheitsbewegung in den 1980er-Jahren vertieft das Thema des Interviewbandes, der durch ein hilfreiches Personen- und Sachglossar abgerundet wird. Er ist eher Quelle als wissenschaftliche Abhandlung, weniger Theorie, mehr Biografie, und zeigt viele, wenn auch sicherlich nicht alle Aspekte eines faszinierenden, nicht glatt abgelaufenen Lebens eines authentisch und aufrecht gebliebenen „Arbeiterakademikers“, eines Arbeiterjungen, der mit der Akademie stets gefremdet hat, obwohl er sichtlich ein beeindruckendes theoretisches und empirisch-fachliches Wissen akkumuliert hat. Hiens politischer Rahmen ist die Befreiungstheologie, dann der Marxismus und Operaismus. Sein Leben spielte sich in der nicht immer konfliktfreien Schnittmenge zwischen Betrieb, Wissenschaft und politischer Bewegung ab, in Verbindung und tiefer Empathie mit den arbeitenden Menschen, in deren Selbstorganisation und Kämpfe Birke und Hien zwar Hoffnung setzen, aber darüber keine Illusionen hegen.

Parallel zu diesem Interviewband ist als Ergebnis eines langjährigen, unbezahlten Forschungsprojekts ein Buch erschienen, in dem Hien, aufbauend auf seiner großen Erfahrung in diesem Feld, die Geschichte des Arbeitsschutzes in Deutschland und Österreich seit der Hochindustrialisierung erzählt.¹ Dies geschieht im Sinne einer „Geschichte von unten“ oder einer Alltagsgeschichte, die Hien mit vielen Aspekten des Körpers und des (proletarischen) Leibes verbindet.

Bernd Hüttner

1 Wolfgang Hien, *Die Arbeit des Körpers. Von der Hochindustrialisierung bis zur neoliberalen Gegenwart*, Wien 2018.

Sacha Zala (Hrsg.): Diplomatische Dokumente der Schweiz – Documents diplomatiques suisses – Documenti diplomatici svizzeri, Bd. 26 (1. 1. 1973–31. 12. 1975). Chronos Verlag, Zürich 2018, 582 S.

Warum greift man zu Editionen diplomatischer Dokumente? Gründe dafür gibt es mehrere. So kann man sich ein Stimmungsbild verschaffen, das zeigt, wie damalige Politakteure die Zeit, in der sie lebten, wahrgenommen haben. Wie eine interne Notiz an den Außenminister der Schweiz, den Vorsteher des Politischen Departements, Bundesrat Pierre Graber, festhält, werde die schweizerische Politik „immer stärker komplementär zu externen Umständen und Einflüssen“, wobei man diesen Zustand „mildern“ könne, indem man versuche, „überall dort, wo dies möglich und sinnvoll erscheint, mitzureden“ (S. 61). Illustrativ ist auch, wie man Sachfragen beurteilte und womit man sich beschäftigte: Die Kernfusion, führte der Vorsteher des Verkehrs- und Energiedepartements, Bundesrat Willy Ritschard, unter dem Eindruck der Ölpreiskrise Mitte 1975 aus, sei „die große Zukunftshoffnung“ und könne die Schweiz auf lange Sicht „in der Energieversorgung autark machen“ (S. 457). Einige Monate zuvor echauffierte sich der Schweizer Botschafter in Stockholm über das dortige Museum für Moderne Kunst, das er als „Zentrum für Anarchisten und Pornographie“ bezeichnete. Stein des Anstoßes war ein „Alpen“ genanntes Kunstwerk „eines Deutschen namens Joseph Beuys“, das eine „Art von Pissier“ mit einer Schweizer Fahne an seiner Spitze darstellte (S. 160). Unweigerlich drängen sich auch Vergleiche mit der Gegenwart auf. So wird in einem Bericht über eine

Dienstreise in die USA vermerkt, dass die dortige Regierung trotz Watergate mit Kissinger und Shultz „durchaus funktionsfähig“ geblieben sei (S. 170). Bei der aktuellen US-Präsidentschaft dürfte man in Diplomatenkreisen wohl zu anderen Schlüssen kommen.

Klar dominierende Themenschwerpunkte lassen sich zusehends weniger erkennen. Bi- und Multilaterales, die Welt des Kalten Krieges, West- und Ost-, Nord- und Südeuropa, Nord- und Südamerika, der Nahe Osten, Afrika und Asien sind ebenso präsent wie die Wirtschafts-, die Arbeitsmarkt-, die Währungs-, die Sicherheits- oder die Entwicklungszusammenarbeitspolitik. Dossierübergreifend zeichnet sich das Bestreben ab, der Schweiz als außenwirtschaftsabhängiger Industrienation und weltweit vernetztem Dienstleistungszentrum Zugang zu wichtigen Märkten zu sichern, gleichzeitig aber immer dann, wenn große politische Gegenwartsprobleme wie die Gestaltung der transatlantischen Beziehungen zur Debatte stehen, jeweils außen vor zu bleiben. Auch wenn die KSZE der schweizerischen Außenpolitik neue Handlungsspielräume erschloss, die sie dann auch wahrnahm, wurde diese Öffnung, wie in der Einleitung festgehalten wird, mit den Verpflichtungen der Neutralität argumentativ legitimiert, womit „das Neutralitätspolitische Masternarrativ“ an Bedeutung gewann (S. XXXVIII). Einzelne kritische Stimmen gab es: So hielt der Schweizer Botschafter in Addis Abeba fest: „Was für die Neutralität oder die Nichtmitgliedschaft bei der UNO gilt, gilt auch für unser Verhältnis zu Südafrika: Man sollte nicht zu viel darüber sprechen und nur dann dazu Stellung nehmen, wenn man darauf angesprochen [...] wird“ (S. 275). Kein Blatt vor den

Mund nahm auch sein Kollege in Nairobi, der die Südafrikapolitik der Schweiz wie folgt umschrieb: „Abwarten, Beschwichtigen, sich Kleinmachen [...], Nachgeben nur unter dem Druck der Ereignisse“ (S. 423). Von der Zentrale in Bern ausgehende Analysen der sich aus dieser Politik ergebenden Folgen, Alternativszenarien oder den Status quo grundsätzlich hinterfragendes Denken sucht man vergeblich.

Richtet man den Blick auf die Akteure, so tritt eine Vielzahl von Stakeholdern mit unterschiedlichsten Funktionen und Interessen in Erscheinung wie u. a. das Parlament, die Kantone, die Nationalbank, die Armee, diverse Bundesstellen, Wirtschaftsverbände, international aktive Unternehmen, Gewerkschaften, die Wissenschaft, die Zivilgesellschaft und – last but not least – die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger. Zur Sprache kommen dabei ausschließlich Männer. Frauen trifft man im vorliegenden Band unter den für die Schweiz tätigen Personen nur in subalternen Funktionen oder als Bundesratsgattinnen an.

Verhandlungsgeschick war auch im Inland gefragt. Die Diplomatie beschränkte sich dabei nicht nur auf die Funktion des *honest broker*. Sie brachte sich dezidiert auch in eigener Sache ein. Als die vorbereitende Kommission des Nationalrats bei der Beratung des zur Debatte stehenden Staatsvertragsreferendums beantragte, die außenpolitische Mitwirkung von Volk und Ständen über den Rahmen des Vorschlags der Regierung hinaus zu erweitern, führte einer der Spitzendiplomaten in seiner Stellungnahme dazu aus, dass für außenpolitische Belange „eine möglichst umfassende Regierungskompetenz“ anzustreben sei, „da es keine internationale Demokratie

gibt“ und sich mit dem Stimmzettel „keine auf Dauer angelegte Aussenpolitik“ betreiben lasse (S. 448 f.). Ähnlich äußerte sich ein Vertreter der Wissenschaft, als er in seinem Schlussvotum als Mitglied der aus Professoren, ehemaligen Bundesräten und Spitzenbeamten zusammengesetzten Arbeitsgruppe *Historische Standortbestimmung* festhielt: „Es sollte nicht zu einem aussenpolitischen Interessensverzicht aus Angst vor dem Volk kommen“ (S. 406). Erweckte die Diplomatie den Eindruck, sich vor dem Souverän zu fürchten, oder nahm sie ihn gar als Störfaktor wahr? Weder der Rat, sich deswegen nicht beirren zu lassen, noch die Empfehlung, die Gewichte bei der Gestaltung der Außenpolitik vom Stimmvolk zugunsten der Regierung zu verlagern, sollten sich dabei als zielführend erweisen, wie man heute weiß.

Wertvoll ist der vorliegende Band vor allem auch als Instrument der Forschung, sei es für den quellengestützten Zugang zu einzelnen Themen, sei es als Hilfsmittel für Angaben zu Personen und Organisationen. Zur Verfügung stehen mehrere Register, eine thematische Übersicht sowie ein Verzeichnis der benutzten Bestände. Sehr zu begrüßen ist, dass sich dank Permalinks die Möglichkeit erschließt, sich zusätzlich Zugriff auf weitere Dokumente sowie auf die Datenbank Dodis zu verschaffen, die ihrerseits mit anderen Datenbanken vernetzt ist. Erfreulich ist sicher auch, wie es im Vorwort heißt, dass es seit 2014 weit weniger Sperren für Südafrika-Dossiers gibt. Weniger erfreulich ist, dass es immer noch welche gibt.

Verwenden kann man Editionen diplomatischer Dokumente auch, indem man sich thematisch offen von ihrer Lektüre inspirieren und sich so auf neue Gedanken bringen lässt.

Serendipity heißt der dafür im Englischen gebräuchliche Begriff, was sich mehr schlecht als recht mit der Gabe, zufällig glückliche und unerwartete Entdeckungen zu machen, übersetzen lässt. Auch in dieser Hinsicht hat der vorliegende Band das Potenzial, innovative Impulse zu vermitteln und dadurch zum Gedeihen der Forschung beizutragen.

Benedikt Hauser

Thomas Wagner: Die Angstmacher. 1968 und die Neuen Rechten. Aufbau Verlag, Berlin 2017, 352 S.

Ob man mit Rechten reden, mit Linken leben kann, wird seit vielen Monaten unterschiedlich beurteilt. Während in der Diplomatie das Gespräch mit durchaus problematischen Gestalten zum Ethos gehört, wird in der europäischen Öffentlichkeit über die Frage, wo die Grenze zwischen politischer Auseinandersetzung und normativem Bekenntnis zu ziehen sei, teilweise erbittert gestritten. Der Soziologe *Thomas Wagner* jedenfalls hat sich zum Reden entschlossen und für sein aktuelles Buch mit den älteren und jüngeren Vertretern der Neuen Rechten das Gespräch gesucht. Herausgekommen ist nicht nur ein leidenschaftliches Plädoyer für den ernsthaften Dialog, sondern auch eine Arbeit, die zeigt, dass die Neue Rechte Teil der Erbmasse von 1968 ist, das Neue von links und rechts also durchaus einen gemeinsamen Fluchtpunkt hat. Überhaupt erweist sich Wagners Spurensuche als Variation des berühmten Diktums, dass der Feind stets die eigene Frage als Gestalt sei.

Den roten Faden des Bandes machen Interviews aus, die Wagner etwa mit dem Intellektuellen Henning Eichberg noch ein